Tägliches
Cincinnatier Volksblatt

Briefe an das „Volksblatt" sind zu adressiren:
CINCINNATIER VOLKSBLATT, BOX 226
CINCINNATI, OHIO.

Haupt-Offices:
NO. 637 VINE STRASSE.
CINCINNATI, O.
Geschäfts-Departement....Telephon Canal 2024
Redaktion.....Telephon Canal 2045

Zweig-Offices:
Covington, Ky., 509—511 Madison Ave. Telephon South 5254
Newport, Ky., 939 York Str., Tel. South 2401

Oestlicher und westlicher Vertreter
Howard G. Sloan
New York — 1108 Fünfte Avenue Gebäude.
Chicago — 664 Peoples Gas Gebäude.
Philadelphia — 924 Arch Straße.

Samstag, den 25. April 1914.

Der Präsident kann sich nicht über Mangel an Unterstützung in seinen kriegerischen Maßregeln beklagen. Republikaner sowohl wie Demokraten beeilen sich, alle seine Wünsche in Bezug auf die Bezwingung Huertas zu erfüllen, was vollkommen richtig ist. Gleichviel, ob man den Vorfall in Vera Cruz beklagt oder nicht, besteht die Pflicht, für die Waffenehre des Landes einzutreten. Das sollte aber nicht einer friedlichen Verständigung im Wege stehen. Vorschläge, die darauf abzielen, sollten nicht zurückgewiesen werden.

Die Versuche der Nationalisten in Ungarn, Stimmung gegen den Dreibund zu erwecken, erweisen sich, wie aus den Depeschen zu ersehen ist, als vergeblich. Es ist ja auch eine Kunheit, den Ungarn begreiflich machen zu wollen, daß sie an Rußland einen besseren Freund haben, als an Deutschland. Dieses wünscht die Freundschaft Oesterreich-Ungarns als einen Wall gegen das Slaventhum, während Rußlands Absicht darauf gerichtet ist, das Slaventhum, d. h. sich selbst zur herrschenden Macht in Ungarn zu erheben, so daß die Nationalisten auf den Untergang der ungarischen Nationalität hinarbeiten.

Auf dem „Kriegsschauplatze", den Präsident Wilson als einen idyllischen Friedenshain betrachtet, ereignen sich kleinere Scharmützel, die man als mexikanische Wuthausbrüche bezeichnen kann, betreffs welcher es zweifelhaft ist, ob Huerta die Verantwortung dafür trägt. Wir glauben nicht, daß er seine Soldaten angewiesen hat, über die Grenze zu schießen, da es doch eine kindische Handlung wäre. Klären kann sich die Situation erst, wenn Huertas Truppen zur Wiedereroberung von Vera Cruz schreiten. Es ist kaum denkbar, daß er sich angesichts unserer Uebermacht auf ein solches Wagniß einlassen wird. Demnach wird er uns in Vera Cruz stehen lassen, bis wir müde werden. Das ist eine Situation, die stark ans Lächerliche grenzt.

Die fremden Mächte werfen eine völkerrechtliche Frage auf, die vollkommen berechtigt ist. Sie finden, daß der wichtigste Seehafen Mexikos, der den Außenhandel mit jenem Lande vermittelt, blockirt ist und nehmen Anstoß daran. Nach ihrer völlig richtigen Darstellung kann eine solche Blockade nur stattfinden, wenn Krieg erklärt worden ist. Aber da die Ver. Staaten ausdrücklich darauf bestehen, daß sie keinen Krieg führen, so steht es ihnen auf nicht zu, den Hafen zu blockiren. Die Antwort darauf lautet, daß alle Waaren in Vera Cruz eingeführt werden können, nur nicht solche, die kriegerischen Zwecken dienen. Aber Thatsache ist, daß die auswärtigen Mächte ein Recht haben, auch solche Waaren einzuführen, so lange keine Blockade proklamirt worden ist.

In geschäftlicher Hinsicht herrscht große Klage im Lande. Die Verkäufe sind unter dem normalen Maße und die Außenstände kommen langsam herein. Ueber die Ursache werden, wie üblich, die verschiedensten Ansichten ausgesprochen. Die Farmer, heißt es, warten die Ernte ab und halten bis dahin ihr Geld zusammen, was die Industrie entsprechend beeinträchtigt und das Großkapital hat sich, wie behauptet wird, völlig aus dem Geschäft zurückgezogen. Im letzteren Falle wird angegeben, daß die Ungewißheit über die Trustgesetze ähmend wirke und daß der Tarif vielen Groß-Industrieen, speziell die Eisen-Industrie, nachtheilig beeinflusse. Daß in allen diesen Angaben etwas Wahres ist, wird wohl nicht zu bestreiten sein. Wir glauben jedoch, den Hauptgrund in den Geschäftsverhältnissen des Auslandes zu erblicken, woselbst das Geschäft von Tag zu Tag mehr abflaut. Die Hoffnung auf befriedigende Verhältnisse beruht jetzt auf den Ernten, die angesichts des gegenwärtigen Saatenstandes zu guten Erwartungen berechtigen. Viel ließe sich auch von der demnächstigen Organisirung des neuen Finanz-Systems versprechen, wenn nicht die unglückliche mexikanische Angelegenheit dazwischen getreten wäre.

Vier Mächte haben sich erboten, zwischen den Ver. Staaten und Huerta zu vermitteln, haben aber kein Entgegenkommen gefunden, da der Präsident darauf besteht, daß die Flagge salutirt wird. Standhaftigkeit ist wohl eine Tugend, aber in diesem Falle scheint sie uns nicht sonderlich gut angebracht. Sicherlich handelt es sich um keine Lebensfrage und unbestreibar ist, daß die Lappalie schon bedeutend mehr Menschenleben gekostet hat, als sie werth ist. Wir haben mit verschiedenen Ländern Verträge geschlossen, die alle Streitfragen mit unserer Nation, einschließlich derer, die unsere Ehre berühren, schiedsgerichtlicher Schlichtung unterwerfen. Wenn auch mit Mexiko ein solcher Vertrag nicht besteht, weil ein solcher unter den jetzigen Verhältnissen nicht abgeschlossen werden konnte, so ist doch das Prinzip auf Mexiko ebenso gut anwendbar, wie auf jedes andere Land. Demnach will es uns nicht einleuchten, warum die Vermittlungsversuche so schroff abgewiesen worden sind. Wenn der Präsident sagt, daß er keine Annexion beabsichtigt, so ist es doch wünschenswerth, aus der Situation, in der wir uns befinden, herauszukommen. Gegenwärtig hat die Versteifung auf den Salut bereits an die 50 Menschenleben gekostet und Ausgaben im Betrage von einigen Millionen verursacht. Das ist der Salut nicht werth. Dann kommt noch die Klage der Geschäftsleute in Betracht, daß die kriegerische Situation ihnen großen Schaden verursacht. Nach allem, was zu ersehen ist, vermag Huerta die gegenwärtige Sachlage ein ganzes Jahr lang hinzuschleppen. Wir halten es für unverantwortlich, eine solch lange Geschäftsstockung einer unbedeutenden Formsache wegen zu verursachen.

Die Bedürfnisse Cincinnatis.

Zur Hebung unserer Stadt werden als dringend empfohlen: eine Konventionshalle, eine Gürtelbahn, ein Zentral-Bahnhof für Vorstadtbahnen und Eisenbahnen, wozu sich noch Wünsche zur Verbesserung von Straßen und betreffs Drainirungsanlagen gesellen. Ueber die Nothwendigkeit aller dieser Verbesserungen dürfte kaum ein Zweifel bestehen. Cincinnati erhält nicht seinen gebührenden Antheil an der vielen Konventionen, die fast täglich in diesem Lande stattfinden. Dem bisherigen Hinderniß der mangelnden Hotel-Facilitäten ist reichlich abgeholfen worden und die Stadt ist nunmehr im Stande, eine unbeschränkte Anzahl von Besuchern zu beherbergen. Was fehlt, ist eine Konventionshalle. Wäre diese vorhanden, so würde das eine große Hilfe für den Kleinhandel sein, abgesehen von der Reklame, welche daraus sich für die Stadt ergeben würde, die nicht in dem Maße gewürdigt wird, wie ihre vielen guten Einrichtungen es verdienen.

Das Bedürfniß der Ringbahn ergibt sich aus den unzulänglichen Verkehrsmitteln. Der Weg nach den Vorstädten ließe sich bedeutend verkürzen und das würde dem Grundeigenthum förderlich sein, das Berücksichtigung auf Grund der schweren Lasten, die es zu tragen hat, verdient.

Was Bahnhofs-Facilitäten betrifft, so sind sie kaum irgendwo so schlecht, wie in Cincinnati. Die Nothwendigkeit, Güter von einem Bahnhof zum andern zu befördern, verursacht Kosten, welche Fabrikanten in anderen Städten sparen. Daß Fremde sich mit einer Generalstabskarte versehen müssen, um den richtigen Bahnhof zu finden, gibt Cincinnati einen kleinstädtischen Anstrich und stellt seinem Unternehmungsgeist kein gutes Zeugniß aus. Auf besonders niedriger Stufe steht bei uns das System der Vorstadtbahnen. Während in anderen Städten alle Vorstadtbahnen bis ins Herz der Stadt hineingelangen, müssen hier auf den meisten die Passagiere umsteigen, wenn sie an der Stadtgrenze anlangen und soweit das nicht geschieht, werden die Passagiere in abgelegenen Schuppen abgesetzt, die kläglich gegenüber den großartigen Bahnhöfen anderer Städte erscheinen. Wenn man nach dem Gesammteindruck urtheilt, erscheint dem Fremden unsere Stadt rückständig und vernachlässigt. Diese Ansicht ist mit Hinsicht auf den Reichthum der Stadt und die vielen schönen Einrichtungen, die sie aufzuweisen hat, unzutreffend, aber der erste Eindruck, der bekanntlich bestimmend ist, spricht wegen Mangels an den genannten Verbesserungen gegen uns.

Thatsächlich dürfte das auch gar nicht bestritten werden. Schon seit Jahren werden die erwähnten Projekte besprochen, aber sie sind an Geldmangel gescheitert. Doch muß dieses Hinderniß überwunden werden und wir glauben, daß es sich überwinden läßt, da es sich nicht um unrentable, sondern im Gegentheil um werbende Anlagen handelt. Eine Ausnahme hiervon mag die Konventionshalle machen, die aber indirekt, durch Zuführung von Kundschaft, die Auslagen bezahlen würde, zudem handelt es sich dabei auch nicht um unerschwingliche Kosten. Was die Gürtelbahn betrifft, so liegt schon dafür ein Plan vor, diese Verbesserung in Verbindung mit der neuen Konzession an die Straßen-Gesellschaft durchzuführen und zwar in solcher Weise, daß die Stadt blos ihren Kredit hergibt und die Straßenbahn die Zinsen und das Kapital deckt. Die Bahnhofsfrage befindet sich in einem etwas verworrenen Zustand, da bereits eine Konzession an eine Gesellschaft vergeben worden ist und diese, nachdem ihr die Konzession entzogen wurde, jetzt vor den Gerichten einen Kampf darum führt, doch sind neue Unterhandlungen angebahnt, die hoffentlich bald zum Ziele führen werden. Das läßt ersehen, daß die genannten Projekte durchführbar sind, weil sie mit Ausnahme der Konventions-Halle der Stadt keine Ausgaben verursachen. Um aber das Mögliche nicht zu verzögern scheint es uns angebracht, daß die bereits von der Bürgerschaft genehmigten Bonds für die Konventionshalle zum Verkauf gebracht werden. Die Angebote werden ersehen lassen, ob der jetzige Zeitpunkt für den Verkauf günstig ist. Wir glauben aber, daß das Geld zu annehmbaren Bedingungen zu haben sein wird.

Was die Straßen und Drainirungen betrifft, sollte über die Ausführung gar keine Meinungsverschiedenheit bestehen. Cincinnati muß anständige Straßen haben und von einem Aufschub in den Drainirungsarbeiten kann vollends keine Rede sein, da schlechte Drainirung die Gesundheit der ganzen Stadt in Gefahr stellt. Wollen die Behörden nicht die Verantwortung für die Ausgaben übernehmen, so können sie die Entscheidung, ob Bonds für den letztgedachten Zweck ausgegeben werden sollen, den Bürgern überlassen und wir haben nicht den mindesten Zweifel, daß sie ihre Zustimmung geben werden, da Jeder einsieht, daß gute Straßen und ein ausreichendes Drainirungs-System ein Lebensbedürfniß für die Stadt bilden. Also reden wir nicht länger, sondern handeln wir. Fangen wir mit den Verbesserungen an, die gleich durchführbar sind und nehmen wir die anderen Arbeiten in Angriff, sobald die Verhältnisse sich soweit geklärt haben, daß sie aufgenommen werden können.

Das Duell der Zuckerpflanzen.

Den „Leipziger Neuesten Nachrichten" wird aus Batavia, Ende Februar geschrieben. Sollten wohl viele der kaffeetrinkenden Europäer und bonbonessenden Europäerinnen sich klar bewußt halten, worum wir altholländischen Javaner uns für ihr angenehm süßes Leibgetränk bezw. die weibliche Naschhaftigkeit „weit hinten in Europa" erheblich interessiren? Ja, daß es uns durchaus nicht kalt läßt, wenn man in unseren, bekanntlich vortrefflichen Kaffee auch einen ordentlichen „Klump Zucker" thut und wenn die verehrten weißen Damen unseren superben Kreolinnen an eifrigem Vertilgen von Bonbons, Pralinees und Nougatkuchen nicht nachstehen wollen? Gewiß, es hat Zeichen gegeben, und sie sind noch gar nicht lange her, da der Zucker aus asiatischem und amerikanischem Rohr auf dem europäischen Markt eine klägliche Figur spielte und gegen die selbstbewußte dicke Zuckerrübe und ihr Produkt nicht entfernt ankommen konnte. Indes die Dinge haben sich geändert — was, nebenbei bemerkt, zwar die dortigen Rübenbauer verdrießen mochte, andererseits aber dem europäischen Handel neuen, reichen Gewinn im Auslandverkehr brachte. Das dramatische und an Zwischenfällen reiche Duell, das Rohr und Rübe seit etwa vier Jahrzehnten ausfechten, ist mittlerweise zu Gunsten des Zuckerrohrs definitiv entschieden worden. Ein kurzer historischer Rückblick mag dafür den Beweis bringen und einige markante Daten gleichzeitig ins Gedächtniß zurückrufen.

Das Produkt des Zuckerrohres erscheint zuerst gegen Ende des 16. Jahrhunderts auf dem internationalen Markt und erobert ihn in der Folge (von etwa 1600 bis 1850) in solchem Umfange, daß an einen Wettbewerb durch ähnliche Erzeugnisse kaum zu denken war. Der Zucker aus Rüben war inzwischen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts als Konkurrent erschienen, brachte es aber um etwa 1850 in langsamem Fortschritt erst auf knapp 200,000 Tonnen, während der Rohrzucker eine Produktion von über 700,000 Tonnen zu verzeichnen hatte. Zwanzig Jahre später hat sich der Stand der beiden Rivalen schon ein wenig verschoben: 800,000 Tonnen gegen 1,800,000 Tonnen — immerhin noch ein starker Vorsprung des Zuckerrohrs. Zwischen 1870 und 1890 wird das „Duell" dramatisch. Die Vervollkommnung der Maschinen und Methoden und eine sorgfältige Auslese zwischen den zuckerhaltigen Rübenarten, nicht auch zuletzt die gewaltige Zunahme des bebauten Areals steigern die Produktion in Europa derartig, daß der Rübenzucker im Jahre 1890 mit einem Sprung von 2,800,000 Tonnen (!) auf 3,600,000 Tonnen anlangt; der Rivale, der Rohrzucker, der einen Fortschritt von nur 400,000 Tonnen aufzuweisen hatte und somit auf 2,200,000 Tonnen stand, war geschlagen.

In diesem Augenblick begriffen die hiesigen und die amerikanischen Plantagenbesitzer, daß ihnen der sichere Ruin bevorstände, wenn sie sich nicht zu außergewöhnlichen Anstrengungen aufrafften. Die javanischen Zuckerbauer ergriffen die Initiative. Die alte Methode der Anpflanzungen der Schößlinge wurde aufgegeben, die zum Theil mit patriarchalisch einfachen Vorrichtungen betriebenen Pressen durch moderne Maschinen-Anlagen ersetzt. Die rationelle Anzucht aus auserlesenem Samenmaterial und die Umgestaltung der Fabrikationsweise brachten solche überraschenden Erfolge, daß Java allein seine Produktion von 700,000 Tonnen im Jahre 1900 auf 400,000 Tonnen im Jahre 1913 steigern konnte. Die Amerikaner ihrerseits hatten nach der Besitzergreifung Cubas im Jahre 1899 mit der spanischen Lodderwirtschaft gehörig aufgeräumt, moderne Kultur- und Fabrikationsmethoden eingeführt und binnen kurzem — nicht zuletzt durch einen planmäßigen Kampf gegen das gelbe Fieber, das früher die Plantagenbesitzer dezimirte — den Zuckerrohrbau nutzbringend gemacht. Der Ertrag stieg von 700,000 Tonnen pro 1900 auf 1,800,000 Tonnen pro 1910 und auf 2,400,000 Tonnen im abgelaufenen Wirthschaftsjahre. Die Produktion der javanischen und cubanisch-amerikanischen „Zuckerzentren" beträgt demnach gegenwärtig bereits 3,800,000 Tonnen zusammen; die sonstige Weltproduktion hinzugerechnet, ergiebt sich eine Gesammterzeugung von etwa fünf Millionen Tonnen gegen den auf etwa vier Millionen stationär gebliebenen Ertrag des Rübenzuckers.

In diesem Zusammenhange mag daran erinnert werden, daß das „Duell der Zuckerpflanzen" für das vergnügt zuschauende Publikum durchaus von Vortheil gewesen ist: das süße, gehaltreiche und für die Ernährung sehr wichtige Naturprodukt ist von Jahr zu Jahr billiger geworden. Während 100 Kilo Zucker im Jahre 1600 etwa $160 im Jahre 1700 etwa $125, um 1800 etwa $60 kosteten, führte die Konkurrenz des Rübenzuckers sofort einen gehörigen Preissturz herbei; für 1850 finden wir einen Durchschnittspreis von $30, für 1885 einen solchen von etwa $25. Seit 1900 ($20) ist dann der Marktpreis stetig weiter gefallen, bis er vor wenigen Wochen zu $13 für 100 Kilo notirt wurde: ein Verhältniß von 1:12.6 gegenüber den Preisen vom Jahre 1600, d. h. in Anbetracht des werthvollen Genuß- und Nahrungsmittels ein beachtenswerther volkswirthschaftlicher Fortschritt!

Am Panama-Kanal.

La Gueira, im April.

„Pfui Teufel hier riecht es noch Fieber!" sagte der Doktor und stieß mit dem Bootshaken tief auf den endlosen Grund. Gurgelnd quollen Blasen und Schaum aus dem grünlichschleimigen Wasser auf; ein Fäulnißhauch, schwer und süß wie der Duft der großen Seerosen rings um das Boot, legte sich lähmend auf den erschlafften Geist. Wir saßen still auf unseren Bänken und trockneten den Schweiß im Gesicht. Bis hierher war die Motorbootfahrt auf den Ausläufern des Gatunsees, des großen Binnengewässers der Landenge von Panama, ohne Aufenthalt glatt verlaufen, jetzt aber sperrte das Luftwurzelgeflecht des Mangrovedickichts wie ein Gitterwerk die stockende Fluth vor uns ab, und dieweißen Vögel mit dem langen, gekrümmten Schnabel, die ohne sonderliche Scheu nicht weit vor uns sah, die weißen Vögel mit tern der Seerosen stelzten, stießen schrille, kichernde Laute aus, gleich als ob sie sich über die Eindringlinge in ihr Sumpfbereich lustig machen wollten

„Fieber?" wiederholte der junge Kanalbeamte aus Colon, unser Begleiter und Führer. „Nein, seit dem großen Reinemachen durch Uncle Sam haben Sie nichts zu befürchten, das Klima ist jetzt ganz gesund." Er sagte es mit jener Ueberzeugung, die für den Nordamerikaner und seinen beneidenswerthen Optimismus so bezeichnend ist; aber wir glaubten ihm doch nicht recht, denn sein mattes Auge, seine blutlosen Wangen, die mageren Glieder, um die der Khakianzug schlotternd wie an der Waschleine hing, ließen auf einen chronischen Erschöpfungszustand schließen, der trotz aller sanitären Fortschritte in der Kanalzone auch den Widerstandsfähigsten befällt. Und dennoch hatte er darin recht: was seine Landsleute in der kurzen Zeit von zehn Jahren auf dem Isthmus von Panama in gesundheitlicher Hinsicht geleistet haben, ist vielleicht bedeutender als der Bau des Kanals. Sie sind der Anophelesmücke, die den Keim der Malaria auf den Menschen überträgt, mit Erfolg zu Leibe gegangen: sie haben für 60,000 Arbeiter und Beamte gesunde Häuser gebaut, die auf einem Pfahlrost hoch über den Ausdünstungen des Bodens stehen und durch engmaschige Drahtgeflechte gegen das Eindringen der Mücke geschützt sind; sie haben für gutes Trinkwasser und rasche Abfuhr der Abfallstoffe gesorgt und den Eingeborenen, soweit das möglich ist, Verständniß für die Zweckmäßigkeit dieser Vorkehrungen beigebracht. Heute kommt einem das alles so selbstverständlich vor, aber ihre Vorgänger, die französischen Ingenieure, haben an diese durchaus nothwendigen Einleitungen zum eigentlichen Werke gar nicht gedacht, sondern es vorgezogen, sich auf Kosten der Gläubiger mit Sektgelagen und freundlichen Damen die Zeit zu vertreiben. Trotzdem ist das Klima noch immer sehr angreifend, denn die sanitären Sicherungen können sich natürlich nur auf einen schmalen Streifen rechts und links von der Kanalstrecke beschränken. Wenige Meter davon machen sich Urwald und Ursumpf breit, die Schlupfwinkel des Tapirs und des Alligators, die Nistplätze eines thierischen Kleinlebens von ungeheuer Mannigfaltigkeit, und gegen dieses Mangrovedickicht mit seinen fleischigen, wasserreichen Pflanzen richtet selbst das sonst so erfolgreiche Radikalmittel, das Feuer, vorläufig nicht viel aus. Es werden noch Jahrzehnte vergehen, bis es allmählich gelingt, die Wildniß zu entwässern und in kulturfähiges, gesundes Land zu verwandeln.

Bis dahin erfreut sich noch der Blick an einer Natur von strotzender Schöpfungskraft, an einer chaotisch phantastischen Urweltflora, in der die Delirien eines Fieberkranken körperhafte Gestalt gewonnen zu haben scheinen. Blaßblau und dunstig breitet der Himmel in dem Dschungel Miasmen aus. Aus dem Schlinggewirr niedrigen Pflanzenwerks haben sich hier und dort hochstämmige Palmen nach oben den Weg gebahnt, und abgestorbene Chibabäume harren weiß und gespensterhaft des Augenblicks, wo der morsche Stamm zusammenbrechend im Sumpf verfault. Hier waltet rücksichtslos und brutal das Recht einer ewigen, sich ständig erneuernden Jugend. Milliarden von Farnen, Schlinggewächsen, Schmarotzern treibt die Sonne jeglichen Tages rasch in die Höhe, zum Angriff gegen die älteren Gewächse, die sich schon zu einer gesicherten Position durchgerungen zu haben glauben. Selten nur gelingt es einem besonders kräftigen, an günstiger Stelle stehenden Baum, aus diesem endlosen Kampfe mit dem Kroppzeug siegreich hervorzugehen — bis ihn eines Tages doch das Schmarotzerpack mit seinen Polypenarmen erwürgt und zu Boden streckt.

Unser Boot führte uns nach Gatun zurück, zu der kolossalen Gatunschleuse, in der die Schiffe bei der Durchfahrt durch den Kanal um etwa 28 Meter gehoben bezw. gesenkt werden. Da der Panamakanal zumeist durch die Binnengewässer des Isthmus führt, stellt er sich für das Auge des Laien mit Ausnahme zweier Punkte kaum so eindrucksvoll dar, wie etwa der Suezkanal. Diese beiden Punkte sind die soeben erwähnte Gatunschleuse, ein Monstrum von Betonbassins und thurmhohen Stahlthoren, und dann der berühmte Culebraddurchschnitt, die schwierigste Theilstrecke des Kanals, bei der es galt, einen mehrere hundert Meter hohen, beständig rutschenden Gebirgszug zu durchschneiden. In dem gewaltigen, brandrothen Einschnitt sieht es zur Zeit noch recht chaotisch aus, und man kann sich nur schwer ein Bild davon machen, wie diese fortwährend von Erschütterungen bedrohte Kanalstrecke bis zum nächsten Jahre fertig werden soll. Es sind jedenfalls noch enorme Gesteinmassen zu bewegen. Aber die Thatkraft der Yankees hat ja schon Erstaunliches geleistet, und sie werden vielleicht auch dieses Kunststück fertig bringen.

Panama hat noch mehr als das kleinere Colon auf der atlantischen Seite von dem reichen Segen profitirt, den der Kanalbau über den Isthmus ergießt. Das ehemals so elende Nest, ein Gelbfieberherd der schlimmsten Sorte, entwickelt sich schnell zu einem lebhaften Handelsplatz, und wenn die vielleicht etwas überschwänglichen Hoffnungen, die man auf den Kanalverkehr setzt, nur zum guten Theil in Erfüllung gehen sollten, dann kann sich Panama freuen. Die Herren Indianer, Mulatten und Neger, die heute noch weitaus in der Mehrzahl sind, werden dann wohl allmählich von weißen Einwanderern zurückgedrängt werden. Einstweilen fühlt sich der „farbige Gentleman" noch ganz obenauf und erfüllt die Stadt mit den Ausbrüchen seines unbekümmerten Temperaments, das augenblicklich, auf dem Höhepunkt des Karnevals, zu den drastischsten Ausdrucksmitteln von mehr oder minder, hauptsächlich aber minder großer Dezenz greift. Es ist und bleibt ein Volk von Kindern.

Mit glühenden Krallen packt der Passatwind das Schiff, alles Lebendige an Bord in einen Zustand wunschloser Schlaffheit wiegend, in ein negatives Hindämmern, in ein Nirwana. Niemand zählt die Stunden mehr, die Zeit hat ihren Inhalt verloren, kaum daß man noch dem Signal, das zur Tafel ruft, halb widerwillig Folge leistet. Und dennoch thut dieses Losgelöstsein von allem, was sonst bekümmert, so ungemein wohl. Träumend gleitet der Blick von der unendlich blauen, seidigen Fluth in den flimmernden Aether, weiter nach Süden zu den blaß verschwommenen Umrissen hoher Bergzüge an der Kolumbischen Küste. Leblos still ist das Karibische Meer. Kein Dampfer, kein Segel, kein Vogel, kein Tümmler — eine gespenstige Einsamkeit, die dem Fluge der Phantasie ein Land der seltsamsten Wunder erschließt. Erst wenn die Schatten der Nacht sich niedersenken, glühen Myriaden leuchtender Urthierchen im Bugschaum und im Kielwasser auf.

Wir fahren an der kleinen holländischen Insel Curacao vorbei, der Heimath eines berühmten Likörs, und am Morgen des dritten Tages seit Panama liegt das Schiff auf der Rhede von La Gueira still, dem Seehafen von Caracas, der Hauptstadt Venezuelas. Steil wie eine Gigantenmauer fallen hier die Anden ein paar tausend Fuß tief zum Meere ab, und eine Adhäsionsbahn bringt uns aus dem jämmerlichen La Gueira, in dem das einzige anständige Bauwerk ein Gefängniß ist, in dreistündiger, schwindelerregender Fahrt, immer am Rande greulicher Abgründe, nach Caracas hinauf.

Caracas ist eine regelmäßig gebaute, ganz ordentlich aussehende Stadt mit niedrigen Häusern und ein paar hübschen Plätzen, auf denen allerlei venezuelaische Generale in Bronze und Marmor — welcher bessere ältere Herr ist hier nicht General? — die an Umwälzungen so reiche Geschichte des Landes verkörpern. Großstädtisches Leben im europäischen Sinne giebt es hier nicht, die breite Masse des Volkes besteht aus armen Indianern, das einzig erfreuliche sind die schönen Frauen und Mädchen. Sollte das vielleicht der Magnet sein, der den vielgenannten Expräsidenten Castro aus seinem Exil so heftig nach Caracas zieht, anstatt daß er die sauer zusammengerafften Millionen lieber in Paris oder Berlin verzehrt?

Mein erster Gang galt dem Postamt, um Briefmarken zu kaufen; je problematischer die Staaten, desto großartiger die Marken. Die ausgefransten Hosen auf Halbmast gehißt, saß der Postbeamte hinter dem Schalter auf dem Tisch, eifrig damit beschäftigt, sich mit einem Zahnstocher die Fingernägel zu säubern — ein völlig aussichtsloses Bemühen, denn zur Erreichung dieses Zweckes hätte er mindestens acht Tage Urlaub nehmen müssen. „Würden Sie die Güte haben", sagte ich nach längerem Warten, „Sofort, mein Herr." Er begann sich umständlich eine Cigarette zu drehen, und als er damit fertig war, blieb sein Blick leider mit Wohlgefallen an einer neben mir stehenden jungen Mulattin haften, und es entspann sich zwischen den beiden ein galanter Diskurs, dessen anscheinend sehr gepfefferte Pointen die schallende Heiterkeit des Publikums erregten. Erst als ich Generalmarsch auf das Schalterbrett zu trommeln begann, wurden mir die Marken mit Blicken bitteren Vorwurfs verabfolgt. Glücklicher Postbeamter, glückliches Venezuela!

Victor Ottmann.

Lokal-Bericht.

Hauseinsturz.

Otto Maquarette konnte sich noch rechtzeitig vor einer einstürzenden Mauer retten.

Ein knappes Entkommen von sicherm Tode hatte gestern der Billardsaal-Besitzer Otto Maquarette, von No. 957 Ost McMillan Straße. Maquarette vernahm gestern Vormittag ein lautes Krachen in den Wänden des Hauses und eilte, nichts Gutes ahnend, schnellstens auf die Straße. Im selben Moment stürzte die westliche Mauer des einstöckigen Backstein-Gebäudes ein und begrub sechs Billardtische und das Mobiliar unter Schutt und Trümmer. Neben dem Hause werden Ausschachtungen für einen Neubau vorgenommen und haben jedenfalls die Arbeiter zu nahe und unter dem Mauerwerk des Hauses ausgeschachtet, wodurch der Einsturz herbeigeführt wurde. Der Schaden soll $600 betragen.

Neues Gebäude für Longview.

Für den Zweck stehen den Behörden $110,000 zur Verfügung.

Die County Kommissäre haben gestern $60,000 bewilligt für ein weiteres Gebäude für Longview. Die Trustees des Irrenasyls haben $50,000 aufgebracht, sodaß für die Zwecke des Neubaus, wodurch der beängstigenden Ueberfüllung der Anstalt zum Theil wenigstens gesteuert werden soll, $110,000 zur Verfügung stehen.

Hilfs-Staatsanwalt John Campbell hat gestern von der staatlichen Administrationsbehörde eine Abschrift des Pachtvertrags erhalten, unter welchem der Staat bereit ist, das Longview Hospital zu übernehmen. Es soll das vom 15. August an auf vorläufig sechs Monate gegen eine Pacht von $30,000 geschehen. Der Termin ist deshalb so kurz gehalten, weil für einen längeren Termin augenblicklich die Gelder nicht vorhanden sind. Die $30,000 können auch erst vom 15. August an flüssig gemacht werden.

Besuch aus Kansas.

Hundertundfünfzig Geschäftsleute und Landwirthe aus dem südlichen Kansas trafen gestern Morgen in einem aus elf Waggons bestehenden Spezialzug mit einer 24 Mann zählenden Musikkapelle hier ein. Die Leute wollen ihre Produkte und die Naturschätze ihres Staates zur Kenntniß der übrigen Ver. Staaten bringen. Daher die Reise durch den Mittelwesten und Süden und daher die Wanderausstellung auf dem Zuge. Eine Deputation der Handelskammer mit Präsident George F. Dieterle an der Spitze, empfing die Gäste aus dem Sonnenblumenstaat am Bahnhof und führte sie nach der Handelskammer, woselbst ihnen zu Ehren ein Empfang stattfand und Bürgermeister Spiegel und Präsident Dieterle Willkommsreden hielten. Dann ging es per Trolley durch Stadt und Vororte mit dem Zoologischen Garten als Endziel, woselbst ein Gabelfrühstück stattfand. Bereits um 1.30 Nachmittags traten die Kansaser die Weiterreise an.

Kriegsfieber.

Das Erste Milizregiment rüstet mit Macht für den aktiven Dienst.

Ebenso wie allüberall im Lande, so ist auch infolge der Vorgänge der letzten Tage in Mexiko hier in Cincinnati das Kriegsfieber ausgebrochen, und in der Waffenhalle des ersten Milizregiments geht es bereits ganz kriegerisch zu. Reguläre Werbebureaux sind dort von den verschiedenen Kompagnien eingerichtet worden und an Applikanten, die für Onkel Sam kämpfen wollen, ist kein Mangel.

Sergeant Major J. E. Lichtenfeld, der die Oberleitung über das Werbebureau des Regiments führt, hat alle Hände voll zu thun, um die Applikanten zu registriren und die Enttäuschten, die den Anforderungen der Aerzte zu ihrem Leidwesen nicht entsprechen, zu trösten. Die Zahl dieser Enttäuschten ist ziemlich bedeutend, denn die Aerzte gehen bei der körperlichen Untersuchung mit der größten Strenge vor, um späterhin den Bundesbehörden keine Gelegenheit zur weiteren Ausmerzung von angeworbenen Leuten zu bieten.

In erster Linie werden nur unverheirathete Leute angenommen, auf deren Unterstützung Niemand angewiesen ist, und wenn sich verheirathete Applikanten melden, so wird vorher erst ganz definitiv festgestellt, ob die betreffenden Angehörigen so situirt sind, daß sie nicht auf den Erwerb des betreffenden Rekruten angewiesen sind, denn der Sold eines Soldaten beträgt bekanntlich nur $15.60 pro Monat, nicht genügend, um für eine Familie sorgen zu können.

Unter den Rekruten, die sich soweit gemeldet haben, sind sehr viele, die bereits aktiven Dienst in der Bundesarmee und auch im Auslande gethan haben. So wurde gestern der 25 Jahre alte Friedrich Gertschel angenommen, ein braver Deutscher, der im alten Vaterlande bei der Marine seiner Dienstpflicht genügt hat. Bitter enttäuscht wurde dahingegen der Grieche Kleanthes Vanvatis, der früher in der Bundesarmee gedient hat, jedoch gestern, als er sich beim Ersten Milizregiment meldete, wegen eines geringfügigen körperlichen Gebrechens abgewiesen werden mußte.

Zum Regiments-Quartiermeister wurde gestern von Oberst Hubler der Anwalt Victor Heintz mit dem Rang eines Kapitäns ernannt, und er wird in diesem Amt der Nachfolger von Kapitän Jack Pattison, der es bisher provisorisch verwaltet hatte.

Für die Herren Offiziere war gestern ein ernster Tag, denn sie mußten sich, um ihre Befähigung nachzuweisen, einer Prüfung unterziehen, welche vom Generaladjutanten Wood aus Columbus geleitet wurde, der gestern eigens zu diesem Zweck hierhergekommen war.

Das Regiment plant auch eine Luftschiffer-Abtheilung, für welche der Papierfabrikant Ed. Weston von Dayton, O., den Ballon schenken will. Wenn möglich, soll diese Abtheilung mit den Projektilen neuester Konstruktion ausgestattet werden, die vom Ballon aus auf die Feinde geschleudert werden können.

Kapitän Edward L. Kennedy ist mit dem Anwerben einer Motorradabtheilung beschäftigt, die aus etwa 25 Mann bestehen soll, die mit Maschinengeschützen ausgerüstet sein und als eine Art Vorhut dienen sollen. Das Werbebureau für diese Abtheilung befindet sich im Century Theater an Peebles Corner.

Die Dienste des Ersten Ohioer Freiwilligen-Regiments, dessen Oberst George W. Platt ist, sind bereits durch die Kongreßabgeordneten Allen und Bowdle dem Präsidenten und dem Kriegssekretär angeboten worden. Den Posten des Regimentsadjutanten hat Kapitän Robert L. Dunning übernommen und Walter E. Sullivan wird eine besondere Kompagnie von Ingenieuren für das Regiment anwerben.

In den hiesigen Werbebureaus und der Bundesmarine laufen die Anmeldungen naturgemäß auch in größerer Anzahl ein, als unter normalen Verhältnissen, und während sonst für das Marinekorps die Rekruten in nur beschränkter Anzahl angenommen werden, hat jetzt das hiesige Werbebureau für das Marinekorps, das sich im Pickering Gebäude befindet, die Weisung erhalten, alle körperlich tauglichen Applikanten anzunehmen.

Hat bestanden.

Sicherheitsdirektor Holmes erhielt gestern einen Bericht von der polizeilichen Aerzte-Behörde, welche besagt, daß der ehemalige Detektiv David Callahan, welcher sich um Wiederanstellung beworben hatte, sich einer guten Gesundheit erfreut und seiner Wiederanstellung nichts im Wege stehe. Callahan wird wahrscheinlich nach seiner Wiedereinstellung in den Polizeidienst dem Detektiv-Departement zugetheilt werden.